Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 14. Bromberg, den 19. Januar 1927.

Jenny auf Reisen.

Ein artiger Roman von Hans Bachwitz.

3.

Ein Ereignis wie diese unvorhersehbare Reise nach Garmisch hätte wohl auch eine weltläufigere Natur als die Frau verwitwete Feldwebel aus der Kurve geschleudert. Sie wohnte erst seit zehn Jahren in Berlin, und vorher hatte sie fünfunddreißig in Posen zugebracht. Posen war nicht imstande gewesen, ihr einen Horizont zu verleihen.

Nachdem ihr Jenny fieberhaft und die Worte überstürzend die Neuigkeit berichtet hatte, wußte sie nichts Besseres zu tun, als laut zu schluchzen, und die einzigen Worte, die sie fand, lauteten: „Wenn das unser guter Vater erlebt hätte!" Hierauf sagte sie ohne ersichtlichen Grund „Amen!"

Jenny anlangend, so war sie — — Gott wird ihr die Sünde inzwischen verziehen haben — — eigentlich der Meinung, es sei ganz gut, daß der alte Feldwebel es nicht mehr erlebt habe. Denn wie immer der es aufgefaßt haben würde, sicher wären Jenny nur die Ohrfeigen gewesen. Eine Reise im Automobil gleich bis nach Garmisch wäre in den Augen des Feldwebels unbedingt der Anfang einer lockeren Karriere gewesen.

Die geschiedene Frau aber wünschte Jenny Glück und erinnerte sich schwermütig daran, daß sie ihre Hochzeitsreise nach Garmisch gemacht hatte. Das ergrimmte sie dermaßen, daß sie furiös aus dem Zimmer eilte, um ihrem Rechtsanwalt zum 999. Male auseinanderzusetzen, was ihr Ehemann für ein Webfehler in ihrer Existenz gewesen sei.

Die Lyzeumslehrerin aber zündete eine neue Zigarette zwischen gelblichen Fingern an und bemerkte tiefsinnig mit den glasigen Augen eines Menschen, der, während er spricht, an ganz etwas anderes denkt: „Hm — — ein neues Ziel! Aber jedes neue Ziel ist ja doch nur eine Etappe auf dem Wege zum nächsten!" Was weder Frau Wichler, noch Jenny, noch schließlich auch die Lehrerin selbst völlig verstand.

Nur, damit uns von schönen Leserinnen nicht der aus den Haaren gezogene Vorwurf gemacht werde wir ließen Wichtiges weg, sei berichtet, daß Mutter und Tochter einen erklecklichen Teil der Nacht damit verbrachten, Jennys Garderobe autofähig herzurichten. Die Nähmaschine klapperte unablässig und wenn nicht die scheidungslüsterne Dame mit dem Brief an ihren Anwalt und die Lehrerin mit dem Problem vom Dualismus des Empfindens bei gleichzeitigem Monismus des Gefühls beschäftigt gewesen wäre, so hätte es anderen Tages wohl Beschwerden über gestörte Nachtruhen geben können.

Gegen vier Uhr morgens aber verfügte Jenny über einen Autodreß, dessen sich keine Dame hätte zu schämen brauchen. „Wie im Auto jeboren!" stellte die glückliche Mutter fest, ohne sich der Unmöglichkeit dieses Wiegenfestes bewußt zu werden. Und Jenny selbst drehte sich in den graziösesten Bewegungen vor dem kleinen Spiegel, sie „schritt" mit der Elastizität einer Sportlady in dem drabfarbenen Mantel, dessen Stoff sie einmal im Warenhause vom „billigen Tisch" weit unterm Preise gekauft hatte, weil die Kante ein wenig verschossen war. Eine runde Kappe mit Nacken- und Ohrenschutz vom gleichen Stoff umrahmte ihr süßes Jungmädelgesicht mit der koketten, ein ganz klein wenig nach oben gestülpten Nase und den roten, zieren Lippen. Unterm Stirnrand lugte ein Löckchen ihres braunen Haares hervor, wie ein amüsanter Wimpel. O gewiß, Jenny fand sich über alle Maßen elegant und stilvoll, und es würde Leute genug geben, die in ihr die Eigentümerin des Automobils vermuten würden. Wenn sie noch ihre kühle Miene mit hochmütig halbgesenkten Augenlidern aufzog (wie sie es von Frau Kommerzienrat Huggel gelernt hatte, die eine geborene italienische Marchesa sein sollte), würde kaum einer auf den Gedanken verfallen, daß der ganze Prunk weniger als zehn Mark gekostet hatte. Es kam eben niemals auf den Preis an, sondern auf den Wert — bitte sehr!

Wie nicht anders zu erwarten tat weder Mutter noch Tochter in dem noch übrig bleibenden Teil der Nacht das bekannte Auge zu. Der unruhige Halbschlummer der Frau verw. Wichler wurde überdies noch durch schreckliche Traumfratzen gestört. Sie sah nicht nur Automobilunfälle in Ausmaßen, gegen die ein japanisches Erdbeben ein Kinderfest war, sie sah ihre Tochter in düsteren Wäldern von Räubern umstellt, die — fürchterlich! — mehr von ihr verlangten, als Geld oder Leben, während das Auto, schrecklich zertrümmert, im Gestrüpp lag. Wetterschläge, vom eisigen Strichregen bis zum wütenden Taifun, wechselten mit Sonnenbränden und Überschwemmungen, und es ist nicht anzunehmen, daß seinerzeit Slatin Pascha auf seiner abenteuerlichen Flucht vor dem Mahdi einen Bruchteil dessen durchgemacht haben konnte, was in der Traumphantasie einer Mutter das einzige Kind bedrohen mußte, das zum ersten Male von Berlin nach Garmisch in einem Auto fahren sollte, das, ohne mit der Wimper zu zucken, 130 Kilometer in der Stunde „machte".

Kurz vor 6 Uhr begann das Abschiednehmen. Jenny, die Gedanken schon in blauen Fernen, hatte zu tun, die überreichlichen Tränen der Mutter von dem neuen Automantel fernzuhalten. Die Lehrerin reichte ihr stumm die Hand und machte ein Gesicht, als ob Jenny, gleich der heiligen Johanna, den Scheiterhaufen besteigen wolle, und was die scheidungslustige Dame anlangt, so kargte sie nicht mit Ratschlägen, die darin gipfelten, Jenny möge sich vor nichts so hüten, wie vor den Männern. Am meisten aber vor denjenigen, die heiraten möchten. Und zum Beweis, wohin das führen muß, hob sie ihren Zeigefinger in die Höhe, der infolge der durchschriebenen Nacht tintenbekleckst war. „Pah, Männer", lachte Jenny. „Ich bin ja Gott sei Dank auf so etwas nicht verrückt!" Dann nahm sie das Stullenpaket in Empfang, das Frau Wichler ihr gerüstet hatte und eilte die Treppe hinunter.

Ah — dieser Morgen! Jenny war eine Frühaufsteherin, und selten verließ sie die Wohnung später als um 7 Uhr, weil sie um 8 bei Görlitzer und Doppelmann zu sein hatte. Aber was waren jene verhetzten mißlaunigen, von der Tageslast schon bedrückten Morgen gegen eine lachende, strahlende Junifrühe, die die Seele förmlich auf Schwingen nimmt und hinter einem Horizont von fleckenloser blauer Seide die Erfüllung von Träumen ahnen läßt, an die vordem nur zu denken Vermessenheit war.

Um so pünktlich wie möglich zu sein, nahm Jenny die Straßenbahn bis zur nächsten Untergrundstation. Aber fast hätte dieser Entschluß sie gereut. Wahrhaftig, die Straßenbahn war überlebt. Vorzeit. Mittelalter. Allenfalls bis in die Biedermeierepoche möglich. Aber für ein junges Mädchen in feschem Autodreß, das sehr bald mit 80 Pferdekräften durch das Land sausen würde, bedeutete das Schneckentempo der Schienenrutscher eine ernsthafte Stim-

mungsgefahr. Sie runzelte die Brauen, als sie dem Schaffner das Fahrgeld gab und klopfte ungeduldig mit der Fußspitze auf den Holzrost.

„Sie wollen wohl zum Zuge, gnädiges Fräulein?" fragte der Schaffner, und es fiel auf, daß er über eine sanfte, gewinnende Stimme verfügte, der offenbar noch kein Alkohol geschadet hatte.

Jenny wollte von einem Eisberg von Verachtung herab die Verdächtigung ablehnen, als sei der Bahnhof ihr Ziel. Aber ein Blick auf den Schaffner, der erst jetzt in ihre Vorstellungswelt eintrat, ließ sie erstaunen. Sonderbare Leute amtieren jetzt auf der Straßenbahn. Man wundert sich nicht, einen vierschrötigen Mann mit klobigem Schädel zu sehen, Wachtmeisterschnurrbart im braunen Gesicht, automatisch Dienst tuend und nicht übermäßig erfreut darüber. Aber was soll man sagen, wenn einen ein schmächtiges, blasses Kerlchen unter dem brüchigen Schirm der viel zu großen, glücklicherweise durch die Ohren gestützten Mütze durch zwei scharfe Brillengläser ein wenig melancholisch ansieht? Ein junger Mensch mit einem alten Mund, dessen bartlose Lippen viel von Leid, Enttäuschung und Kummer erzählen. An einem strahlend leuchtenden Junimorgen. Und bedeutend freundlicher, als sich eigentlich für eine junge Dame in Autodreß ziemt, entgegnete Jenny, nein, sie wolle nicht zum Zuge, sie reise vielmehr mit einem Auto.

„Das muß schön sein!" entgegnete der Schaffner und unter dem faltigen Rock seufzte er. „Darf ich das gnädige Fräulein fragen, wohin die Reise gehen soll?"

„Zunächst nach Garmisch!" jubelte Jenny, aber gleich darauf schämte sie sich. Wieviel Bitterkeit mußte der Schaffner empfinden, daß es Menschen gab, die im Auto nach Garmisch fuhren, während er acht lange Stunden auf seiner schlingernden Bahn hin- und herrödelte und Haltestellen ausrief. Und außerdem — — was konnte dieser Schaffner mehr von Garmisch wissen, als daß er diese Haltestelle niemals erreichen würde?

„Schön! Sehr schön!" lobte er. „Garmisch! Oberbayern! Großartige Gebirgslandschaft: Loisachtal! Glänzender Badeort. Aber auch voll historischer Denkmäler. Hauptort der ehemaligen Grafschaft Werdenfels, die 1803 an Bayern kam. Eibsee, Riffersee, das Kainzenbad, und ganz besonders möchte ich empfehlen —" er riß an der Klingelschnur und rief: „Danziger Straße!" Der Wagen hielt, drei Arbeiter stiegen ab, eine alte Frau mit einem großen Packen wollte aufsteigen. Der Schaffner half ihr, indem er den Packen nahm, dann riß er wieder an der Klingelschnur, und der Wagen zockelte weiter. Jenny aber hatte vergessen, den Mund zu schließen.

Das war ja ein beinahe erschreckender Schaffner, der jetzt im Wagen der alten Frau die Fahrkarte verkaufte und einen zerknitterten Zweimarkschein wechselte. Es war doch wohl nicht anzunehmen, daß die Berliner Straßenbahn neuerdings nur Schaffner mit akademischer Vorbildung einstellte. Hinter diesem Schaffner lauerte ein Geheimnis, und in Jenny erwachte die Phantasie der eifrigen Romanleserin.

„Sie waren wohl schon mal da? In Garmisch?" fragte sie den Schaffner, der eben zurückkam und den Zweimarkschein glättete.

„Wie sollte ich?" lächelte der ein bißchen wehmütig.

„Ja — — woher wissen Sie denn aber — — —?"

„Gott — — nur so aus Büchern!" Und er stellte sich an seinen Dienstplatz und sah hinaus auf die mächtigen Häuser, deren Fenster und Läden geöffnet wurden. Auf die Straße, durch die das Leben von Berlin zu toben begann mit seinem Lärm, seinen Schreien, seinen Wünschen, Hoffnungen und Gefahren — — das Leben einer Stadt von mehr als vier Millionen Menschen und — ach! — so wenig Seelen. Jenny ärgerte sich ein bißchen über die brüske Art, mit der der Schaffner das Gespräch offenbar zu beenden wünschte, indem er ihr — — wie unhöflich! — fast den Rücken kehrte. Nein! Er war wohl doch kein gebildeter Mensch und hatte vielleicht nur zufällig in einer Zeitschrift, die ein Fahrgast liegen gelassen hatte, etwas über Garmisch gelesen. Und da in diesem Augenblick der Wagen an ihrer Haltestelle hielt, sprang sie rasch ab und würdigte den unhöflichen Schaffner keines Blickes. Der aber schaute ihr nach, wie sie mit ihren wunderhübschen Beinen schlank und gewandt durch den Verkehr glitt und in dem Rachen der Untergrundbahn verschwand, aus dem ein dicker Qualm von Menschen herausströmte. „Caelum, non animum mutant, qui trans mare currunt!" murmelte der Schaffner leise lächelnd vor sich hin, „Alexanderplatz!" Er war zweifellos ein ganz und gar unmöglicher Schaffner.

Vor dem Hotel Adlon — Jenny erschien fünf Minuten vor sieben — hielt bereits das fabelhafte Kabriolett. In der goldblonden Sonne dieses gesegneten Morgens funkelte glänzend der dunkelgrüne Lack der Karosse, das stählerne Schwarz des zusammengelegten Lederverdecks, das gleißende Nickel der Laternen und Schutzstangen. Es sah aus wie der moderne Reisewagen eines Dollarkönigs und zeigte die ganze, gefälligste, zweckmäßige Pracht eines Vehikels, das bei aller Kostbarkeit vornehmsten Stil hatte. Aber es gehörte doch nur dem mickrigen Herrn Doppelmann, der mit seinem gebrechlichen Körper eines alternden Knaben, seiner ewigen Müdigkeit und seinem ramponierten Magen eigentlich kompromittierend wirken mußte. Am Kühler, dessen rechte Haubenseite aufgeschlagen war und die gegliederte Kraft des Motors zeigte, machte sich der hünenhafte Führer zu schaffen, in seiner Livree aus derbem, hellgrauen Leinen, mehr trainierter Sportsmann, als bezahlter Chauffeur.

Jenny nahte sich ihm und wünschte mit stockender Stimme guten Morgen. Der Chauffeur sah auf und lachte, daß seine breiten, weißen Zähne blitzten. Dann nickte er freundlich und meinte, sie sei ja wohl das Fräulein, das — — — na gut, er könne ihr leider keine Hand geben, er müsse noch rasch eine Kerze auswechseln. Und er zeigte ihr zwischen öligen Fingern eine kleine Schraube. Er hieße Hilkisch, einen Moment! Und schnell trocknete er die Hände am Putzlappen und öffnete den breiten Schlag. Jenny dankte und stieg ein. In diesem Augenblick schlug es sieben Uhr, und es fiel Jenny auf, daß der Portier des Hotels Adlon mit ehrfurchtsvoll gezogener Mütze neben dem Wagenschlag stand und in das Innere der Karosse starrte, obwohl doch außer ihr kein Mensch — — —

„Guten Morgen, Fräulein Wichler. Pünktlich — das ist gut!"

Jenn erschrak, daß sie blaß wurde. Woher kam diese Geisterstimme? Da bemerkte sie, daß ein braunes Bündel, das in eine Ecke gestopft war, und das sie für ein gerolltes Plaid gehalten hatte, eine braune Reisemütze abnahm. Darunter war, grünlich und welk, das Gesicht des Herrn Doppelmann erkenntlich.

„Gu—gu—ten Mor—Morgen!" stammelte Jenny und sank auf den Sitz. Wahrhaftig: dieser Doppelmann war eine unheimliche Erscheinung, eine Art Astralphänomen, das aus allen möglichen Schlupfwinkeln zu einem sprach, ohne daß man seine körperliche Existenz sofort feststellen konnte. Wie wenn — es gab keinen besseren Vergleich — irgendwo ein Grammophon versteckt worden wäre, das jählings zu tönen beginnt. Oder ein Radioapparat der — man weiß nicht, wo er sich befindet — gräßlicherweise eine Rede eines Reichstagsabgeordneten wiedergibt, und man hat keine Ahnung — — —

„Schönes Wetter!" lobte Herr Doppelmann den Jubel dieses Morgens und rückte noch mehr in seine Ecke, als wolle er in den Schlitz zwischen Wagenrad und Sitzpolster kriechen. Dieses Polster war aus weichem, drapfarbenen Hirschleder, und Jenny hatte das Gefühl, als säße sie auf Glacéhandschuhen, die mit Daunen gefüttert waren.

„Lassen Sie sich noch eine Decke geben!" fuhr Herr Doppelmann fort. „Nein, nein — folgen Sie mir, es wird auf der Fahrt furchtbar kalt sein. So ein Auto ist eine Erfindung des Teufels", greinte er, „aber die Eisenbahn macht mich seekrank. Ja — man hat es nicht leicht! — Hilkisch!!" schrie er gellend, „geben Sie Fräulein Wichler die Pelzjacke! — Und mir den Elektrowärmer für den Rücken!"

Und Hilkisch, der inzwischen den Kühler wieder geschlossen hatte, brachte eine grünunterfütterte Decke aus Leopardenfell, die er mit der ganzen Galanterie des früheren Gardeunteroffiziers und Siegers auf allen Nachmittagsschwoofen über Jennys Knie breitete. Dann befestigte er eine nierenförmige Nickelschale hinter dem Rücken des Herrn Doppelmann, stellte den Kontakt her und erklärte jetzt ginge es los. Herr Doppelmann faltete betend die in dicken, braunen Pelzhandschuhen steckenden Hände, der Portier machte eine letzte Verbeugung, die Hupe bellte, und weich rollte der Wagen an, lenkte in elegantem Bogen um und fügte sich mit vornehmer Ruhe in die lange Reihe der Gefährte, die durch das Brandenburger Tor der Charlottenburger Chaussee zustrebten.

„Was haben Sie in dem Paket?" fragte Herr Doppelmann und deutete auf die Wegzehrung, die Mama Wichler ihrer Tochter mitgegeben hatte. Es kam Jenny erst in diesem Moment peinlich zum Bewußtsein, daß sie das umfangreiche Paket immer noch fest zwischen den Händen hielt, als müsse sie es vor Räubern schützen. Und es war ganz besonders schamerregend, daß das echte Pergamentpapier durchfettete. Jenny wurde rot wie ein Feuerwerkslampion.

„O — das ist nur — Mama wollte — mein Frühstück —" Und sie versuchte, das Paket zu verbergen.

„Soviel können Sie frühstücken?" staunte Herr Doppelmann voll ungläubigen Respekts. „Mir wird vom Anblick schlecht!"

„Das ekelhafte Papier!" erwiderte Jenny und nahm das Paket wieder auf. Wenn es nun das drapfarbene Hirschleder verdarb. Sie hätte es am liebsten weggeworfen.

„Das Papier auch?" fragte etwas blöde Herr Doppelmann. „Sie können doch unmöglich auch noch das Papier?"

„Nein, nein," protestierte Jenny und hätte am liebsten

gelacht, wenn die Auffassung des Herrn Doppelmann nicht irgendwie unheimlich gewesen wäre. „Das Papier natürlich nicht! — Ja, es ist ja ein bißchen viel, aber Mama meinte, auf einer langen Fahrt — —"

„Ach so!" verstand Herr Doppelmann merkwürdig rasch, „das soll für die ganze Reise langen. — Was ist denn drin?"

„Stullen!" bekannte Jenny tapfer und sah vor Scham überheblich auf Herrn Doppelmann herab. Pah! Was fiel denn diesem Gerümpel von Menschen ein, sich über sie lustig zu machen? Es konnte nicht jeder Sekt und Austern schlemmen. Und Kaviar und Hummern. Es gab z. B. Straßenbahnschaffner, die waren im kleinen Finger klüger, wie die ganze Familie Doppelmann und wären sicherlich froh gewesen, wenn sie nur eine einzige Stulle von Mama Wichler gehabt hätten. Und ob nun, alles genau bedacht, Herr Doppelmann trotz seinem ersichtlichen Reichtum, seinem Auto und der Möglichkeit, sich alle Genüsse des Erdballs zu kaufen, so sehr zu beneiden war, stand immerhin in Frage. Was sie, Jenny, persönlich anbetraf, so würde sie es sich stark überlegen, ob — — —

„Was ist denn drauf?" quengelte Herr Doppelmann mit seiner wehleidigen Stimme in Jennys hochgemute Meditationen.

„Wie?" Sie sah ihn verständnislos an.

„Auf den Stullen! Es muß doch was drauf sein!"

„Meistens ist gar nichts drauf!" Jenny beschloß, über die Bescheidenheit ihrer Lebensführung keinen Zweifel zu lassen. Denn niemals ist die Armut stolzer, als wenn sie sich unbewußt vor dem Reichtum verbeugt, und wir wollen uns kein X für ein U vormachen. Ein bißchen neidisch war Jenny doch auf Herrn Doppelmann. Besonders, weil der Wagen so wundervoll federte.

„Gar nichts? Das ist wenig!" stellte Herr Doppelmann fest.

„O bitte — — das ist mir das Liebste!" verteidigte Jenny eine frugale Ernährungsweise. „Aber heute!" sie reckte sich, die Nase in der Luft, daß Herr Doppelmann das winzige Leberfleckchen unterm Kinn hätte bemerken können, wenn er für derartiges überhaupt einen Blick übrig gehabt hätte. „Heute ist Cervelatwurst drauf! Jawohl!"

„Cervelatwurst!" wimmerte Herr Doppelmann, und er schien Tränen zu unterdrücken. „Cervelatwurst! Die habe ich seit über 30 Jahren nicht mehr gegessen!"

„Kunststück! Ihnen fliegen ja gebratene Tauben in den Mund!"

„Gebratenes vertrage ich ja noch weniger. Nein — ich darf nur ein bißchen Zwieback essen — in Milch geweicht. Und Mittags einen gekochten Hühnerflügel mit ganz wenig Bouillonreis. Sonst bin ich wochenlang krank!"

„Nein???!" Jenny war erschüttert. Sie sah voll Mitleid auf den Knopf an Herrn Doppelmanns Mütze herunter. Armer Kerl! Nur Zwieback, Milch, Hühnerflügel. Nun ja, deswegen sah er ja auch so im Preise zurückgesetzt aus. Was nutzte ihm da all sein Geld, sein Auto, seine Dienerschaft, die Villa in Garmisch, wenn er nicht mal Cervelatwurst essen durfte oder eine gebratene Taube.

„Das tut mir aber leid!", setzte sie leise hinzu und versteckte ihr handfestes Paket in der Tasche am Wagenschlag. Aber Herr Doppelmann hörte sie gar nicht mehr. Er war, übermüdet durch das lange Gespräch und die fühlbar gewordene Unfähigkeit, Cervelatwurst zu essen, in seinen gewöhnlichen Zustand weltentrückter Lethargie versunken.

Nun ist es eigentlich schade, daß es uns nicht gegeben ist, lyrisch zu sein, ein Mangel, den wir schon oft beklagt haben, und der im Verlauf dieser Erzählung wiederholt merkbar werden wird. Sonst könnten wir ellenlang berichten, von Gleiten und Wiegen über staubweiße Landstraßen, von breiten, leuchtenden Flüssen, von Sonne, vorbei an rumpelnden Lastautos, unbotmäßig fahrenden Bauerngeschirren, deren Pferde manchmal Reverenz machten, wenn der Maybach mit 130 Kilometern an ihnen vorbeiblitzte, Qualm und Staub hinter sich. Wir könnten schwärmen von taufrischen, harzduftenden Wäldern, von funkelnden Seen, von friedlichen Dörfern, in denen geärgerte Gänseriche das Auto größenwahnsinnig anzischten, Köter in Rasewut hinterdreinbellten, Zugochsen geruhsam trotteten, während der Knecht das Wagscheit in den Händen, mit offenem Maul auf das sausende Wunder glotzte. Erzählen auch von hämischen Schranken an Bahnübergängen, die sich immer erst ganz kurz vor der Überquerung senkten, daß der Maybach leise zitternd stoppte und ohne Rücksicht auf seine Herrennatur warten mußte, bis ein endloser Güterzug oder ein schnaubender Expreß defiliert war. Und wir müßten viel Zeit und Romantik darauf verwenden, die Eindrücke zu schildern, die unsere liebliche Heldin von dieser Fahrt bekam, in der ihre ganze, jauchzende Jugend dahinströmte und vermeinte, mit dem Zeigefinger auf Horizonte tippen zu können. Wir müßten uns wirklich anstrengen, um die ganze Poesie der Maschine darzutun, wie sie im Auto beschlossen ist, das durch eine lachende Welt jagt.

Was wir aber nicht vergessen dürfen, ist die Tatsache, daß Jenny ihr Stullenpaket nicht öffnete und aus Rücksicht für Herrn Doppelmann Huhn mit Reis in dem Wirtshaus bestellte, wo sie zu Mittag rasteten. Und daß man in dem Gasthof der kleinen, behaglichen Stadt, wo man im Interesse der Übermüdung des Maybachbesitzers übernachten mußte, Fräulein Jenny für die Tochter des Herrn Doppelmann hielt und ihr das allerbeste Zimmer mit einem echten Himmelbett einräumte. Und ganz besonders muß erwähnt werden, daß Herr Doppelmann nach einem Glase süßer Sahne ins Bett kroch, während Jenny durch die engen winkligen Straßen träumte, über denen der Mond silberblaue Märchen raunte, die junge Burschen den Mädeln in dunklen Ecken wiedererzählten. Und daß schließlich Herr Hilkisch auf der Bank vor dem Gasthof wartete, bis Fräulein Jenny zurückkehrte und ihr mit bedeutender Ehrfurcht Gute Nacht wünschte, nachdem er ganz beiläufig, aber nicht ohne Gefühlsseufzer bemerkt hatte, daß es eigentlich doch wunderschön sein müßte, in solchen Gassen unter einem solchen Mond mit seinem Schatz zu wandeln. Er sagte tatsächlich „wandeln", der Teufel weiß, woher er diesen für einen Chauffeur lächerlich langsamen Ausdruck hatte. Aber Fräulein Jenny meinte, allein „wandle" es sich eigentlich auch nicht schlecht, und im übrigen erwiderte sie den Gute-Nacht-Wunsch freundlich lächelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hund Snob.

Von **Fred Hildenbrandt.**

Eines Vormittags, leider war ich nicht zu Hause, wurde von einem jungen Manne, der eine bunte Schülermütze aufgehabt haben soll, unserm Dienstmädchen ein winziger, frecher, unbestimmbarer, höchstens zwei Monate alter Hund fürsorglich in die Arme gelegt.

Das Mädchen dachte, es habe damit seine Richtigkeit.

Also fand ich, ahnungslos heimkommend, in meinem Schreibzimmer einen jungen Hund, der sich zur Zeit damit versuchte, den dritten Band Nietzsches bester Ausgabe mit Pfoten und Schnauze aus seinem Regal zu befördern.

Ein Snob, wie man sieht.

Nun befindet sich das Tierchen schon den dritten Tag bei uns, leider konnten wir uns nicht entschließen, ihn sofort und augenblicklich irgendwohin zu geben oder töten zu lassen, und der geheimnisvolle Mann mit der bunten Schülermütze war auch nirgends mehr aufzufinden, so daß sich unser Herz leider an diesem kleinen Herz etwas beteiligte und wir nicht mehr den Mut fanden, etwas Verhängnisvolles gegen ihn zu unternehmen oder auch nur zu planen.

Und ich möchte jenen sehen, der nicht gerührt wäre, wenn dieser kleine Snob sich auf eine gewisse zudringlich-vertrauliche Art nähert und sich auf seine Fußspitzen legt und das Köpfchen einrollt und zu schlummern beginnt.

Er ist natürlich ohne jede Rasse, aber dafür kann er nichts und das kann man ihm nicht nachtragen, dafür aber hat er entsetzliche Allüren und eine radikale kommunistische Gesinnung: wo wir sind, will er auch sein, wo wir liegen, will er auch liegen, wo wir gehen, will er auch gehen, was wir essen und trinken, will er auch essen und trinken, er macht das alles mit einer ungenierten und dreisten Miene.

Seine Spezialität ist, sobald der Tisch gedeckt ist, die Decke behutsam und zärtlich herunterzuziehen, so daß ein fürchterlicher Krach entsteht und er unter Suppentellern und Messern und Gabeln ein hahnebüchenes Geschrei beginnt, wobei wir nicht einmal genau wissen, ob er nicht genau wußte, daß der Tisch gedeckt war und daß es nicht Sitte ist in einem guten Hause, die Decke herunterzuzerren.

Manchmal umkreist er in gewissen Nächten, das heißt, wenn ich mich recht besinne, in jeder Nacht, unser Schlafzimmer und singt eine durchdringende Melodie. Manchmal wälzt er sich auf der Chaiselongue und bohrt sich in unsere teuersten seidenen Kissen.

Unsere Besuche, worunter sich mitunter einige kitzlige Leute befinden, pflegt er zu empfangen, indem er sich auf die Schuhe niederläßt und die Strümpfe zu benagen beginnt, und je nach der Freundschaft, die dieser Besuch in minderem oder höherem Maße empfindet, wird er geduldet oder mit einem Tritt weitergefeuert. Man soll aber nicht glauben, daß er das ohne weiteres duldet, nein, er pflegt sich alsdann ohne Zögern mit der Wut eines ausgewachsenen Fleischerhundes auf den Betreffenden zu werfen und ihn mit dünner aber endloser Stimme niederzubrüllen.

Er ist dankbar und tückisch, sentimental und heroisch, es scheint, daß er eine absolute Renaissancenatur ist.

Wir besprachen uns doch neulich, heimlich, ihn unter irgend einem Vorwande aus dem Hause zu schaffen, aber von diesem Gespräche ab war er von einer unerhörten ver-

wegenen und entschlossenen Holdseligkeit, er sang nicht mehr um unser Schlafzimmer, er bohrte nicht mehr in unsere teuren Kissen, er zog nicht mehr die Tischdecke herunter, nein, er benahm sich, wie ein Fürst sich benimmt, der soeben seinem Volke eine Verfassung gegeben hat.

Einmal stand er vor uns, hielt eine kleine eindringliche Rede mit seinen beiden spitzen Ohren und seinem nervösen Stummelschwänzchen. Und mit kleinen gemessenen Schritten durchmaß er unser Zimmer, setzte sich in einen Winkel und dachte über unser Leben nach.

Was sollen wir mit ihm beginnen?

Es gibt soviele rührende Tiergeschichten, in denen ein kleiner struppiger Hund durch irgend einen Zufall in eine Familie gerät, der Herr ihn töten lassen will, die Frau des Hauses gerührt sich für ihn einsetzt, und einige Jahre später holt dann in diesen Geschichten derselbe Hund, herangewachsen, das Kind dieser beiden aus den Fluten eines reißenden Stromes.

Ich kenne das und Snob sieht gerade so aus, als ob er solche Geschichten in Fülle kennen würde, aber das soll mich nicht berühren und bewegen.

Ich hole die Kinder, die in den Fluß fallen, lieber selber heraus und kann dafür jetzt einige Nächte ruhig schlafen. Außerdem wüßte ich nicht, wo in unserer Nähe ein Fluß sein sollte, in den meine Kinder, wenn ich überhaupt welche hätte, hineinfallen könnten und drittens sieht dieser unverschämte Köter garnicht so aus, als ob er ins Wasser ginge.

Man soll mir nicht damit kommen.

Ich liebe Tiere sehr, aber möchte sie mir selber kaufen.

Ich verstehe, daß man einen Hund erst erziehen muß, ehe man Vergnügen mit ihm hat, aber ich habe gar keine Lust, einen Hund zu erziehen.

Und eines Tages nahm ich ihn heimlich unter den Mantel und lieferte ihn bei dem Tierschutzverein ab.

Was dort mit ihm geschehen sollte, murmelte ich so undeutlich, daß sie eigentlich mit ihm machen können, was sie wollen.

Am Nachmittage, als ich heimkam, empfing mich ein struppiges, jaulendes Etwas, das sich sofort auf meine Schuhe setzte.

Snob war wiedergekommen.

Man wird von einem zwei Monate alten Hund nicht glauben, daß er den weiten Weg allein gefunden hat, nein, da ich daheim nichts verlauten ließ am Morgen, daß ich den Hund mitnehmen würde, hatte man an die nächste Tierschutzstelle telefoniert, falls ein Hund abgeliefert würde, der so und so aussehe, solle man es mitteilen. Und eine halbe Stunde nach diesem verhängnisvollen Telephongespräch wurde es mitgeteilt und unser Mädchen lief eilends hin und brachte das verlaufene Tierchen wieder.

Ich saß stumm in meinem Sessel und Snob hockte vor mir und hielt mit seinen Ohren und seinem Stummelschwänzchen eine nicht sehr lange Rede an mich.

„Sie können sich denken", sagte er, „daß Ihre gemeine und heimtückische Tat mich weiter nicht berührt, sollten Sie in der Lage sein, mit einer Schlackwurst in der Hand mir Genugtuung zu geben, so finden Sie mich bereit."

Damit ging er in die Küche.

Ich begab mich an meinen Schreibtisch, aber mir war das Arbeiten vergällt. Draußen hörte ich das Mädchen dem Köter Schmeicheleien sagen. Meine Frau rannte mit warmer Milch hinaus.

Er bekommt sein Körbchen nun im Schlafzimmer.

Er stolziert an mir vorüber und äugt ein bißchen vor sich hin, ein bißchen zur Seite und legt sich dann mit einem Seufzer auf das verbotene Seidenkissen.

Soll er wachsen und gedeihen, das Luder.

Neue Wege der Krebsbehandlung.

Nächst der Tuberkulose gibt es wohl kaum ein Gebiet, das seit Jahrhunderten die ärztliche Wissenschaft so intensiv beschäftigt, wie die Erforschung der Krebskrankheit. Aber trotzdem die bedeutendsten Köpfe sich bemüht haben, auch diese verheerende und vielverbreitete Krankheit der Wissenschaft untertan zu machen, müssen wir zugeben, daß bis heute ein positives Resultat leider noch immer nicht erzielt worden ist. Neuerdings hat sich auch die amerikanische Ärzteschaft wieder eingehend mit diesem schwerwiegenden Problem befaßt, und auf einem Kongreß in Minneapolis haben sich mehrere prominente Mediziner über die neuesten Ergebnisse der Krebsforschung geäußert. Auch hier wurde darauf hingewiesen, daß es ziemlich unwahrscheinlich sei, daß in absehbarer Zeit ein Serum gegen den Krebs erfunden werden würde. Hingegen hat man sich nach dem Sprichwort „Vorbeugen ist besser als heilen" der Frage zugewandt, ob nicht Mittel und Wege gefunden werden könnten, um die Krebserkrankung überhaupt zu verhüten. Dr. William J. Mayo stellte fest, daß 10 Prozent aller Menschen im mittleren und älteren Lebensalter an Krebs litten. Auf die hieraus sich ergebende Frage, weshalb die übrigen 90 Prozent der Menschheit von dieser furchtbaren Krankheit verschont blieben, führte der amerikanische Arzt aus, daß man zu dem Ergebnis gekommen sei, diese gesunden Menschen hätten einen Grad von Immunität in sich, der bei denjenigen, die für die Krankheit inklinieren, in minderem Maße vorhanden sei. Es ist demnach Aufgabe der ärztlichen Wissenschaft, ein Mittel zu finden, das im menschlichen Körper das Maß von Immunität schafft, welches erforderlich ist, um der Krankheit Widerstand zu leisten. Dr. Mayo nimmt an, daß dieses Mittel in Kürze gefunden werden wird. Zugleich wurde wiederholt darauf hingewiesen, daß die Krebserkrankung im Anfangsstadium sehr schwer festzustellen sei, da der Patient in den meisten Fällen so gut wie keine Beschwerden habe. Es sei daher von allergrößter Wichtigkeit, daß Personen auch bei leichtesten Beschwerden sofort zum Arzt gehen, denn gerade bei dieser Krankheit rächt sich das Verschleppen bitter.

Bunte Chronik

*** Ein weitblickender Kritiker.** Im Sommer 1784 erschien in der Vossischen Zeitung nachfolgende Kritik: „In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, das unserer Zeit Schande macht. Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann. Doch wir wollen nicht deklamieren. Wer hundertsiebenundsechzig Seiten voll ekelhafter Wiederholungen, gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck und ein dummes affektiertes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll krassen pöbelhaften Witzes oder unverständlichen Gallimatias durchlesen kann und mag, der prüfe selbst. So etwas schreiben, heißt Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten, und darin hat sich der Verfasser diesmal selbst übertroffen. Aus einigen Szenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blasen." — Der Mann hat's ihm gegeben, dem armen Verfasser und seinem Stück; letzteres hieß „Kabale und Liebe" und der Verfasser, unter dessen Händen alles zu Schaum und Blasen wird, Friedrich Schiller. D. K.

*

*** Die vergifteten Briefmarken.** Vor kurzem war der Briefmarkenvorrat Afghanistans erschöpft. Die Verwaltung von Kabul bestellte eiligst neue Vorräte in England; da ihre Ankunft sich aber verzögerte, so mußte man an die Herstellung provisorischer Marken denken. Hierzu fehlte es aber an Papier. Was nun tun? In einer Drogerie wurde alles Fliegenpapier aufgekauft. Auf dieses wurden in aller Eile die provisorischen Briefmarken aufgedruckt. Der Leim, mit dem sie somit bestrichen waren, gestattete es, den Gummi zu sparen. Unglücklicherweise feuchteten verschiedene Personen, alter Gewohnheit gemäß, die neuen Briefmarken mit Speichel an, was Vergiftungssymptome zur Folge hatte. Zwei Personen starben, andere strengten einen Prozeß gegen den Staat an. Die Fliegenpapiermarken wurden zwar unverzüglich aus dem Verkehr gezogen, eine Anzahl konnten sich aber doch der Beschlagnahme entziehen. Diese Exemplare sind natürlich selten und werden zweifellos mit fabelhaften Preisen bezahlt werden. (Wofern die Geschichte, die sich ein englisches Blatt aus Kabul melden läßt, nicht eine Erfindung ist.)

Lustige Rundschau

*** Americana.** Bräutigam: „Wieviel habe ich für die Trauung zu zahlen?" — Der Reverend: „Soviel Ihnen die Sache wert ist." — Der Bräutigam (gibt dem Reverend 50 Dollar). — Der Reverend wirft einen Blick auf die Braut und gibt 25 Dollar zurück.

*

*** Sonderbare Verwandtschaft.** Richter: „Sind Sie mit der Dame verwandt?" — Zeuge: „Wie man's nehmen will. Ich bin sozusagen mit ihr verschwägert." — Richter: „Auf welche Weise?" — Zeuge: „Sie ist die Kaffeeschwester von der Frau meines Skatbruders."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.